

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sie war versammelt. In einem saalartigen Zimmer hatte sich die Gesellschaft um den langen Tisch gruppiert. Da saß Siga Wendrowski, der „Marquis“, mit seinem Stöckchen neben dem aufgeregten Eusebius von Degorski, der schlanke Marian Batranski unterhielt sich lachend mit seinem Gegenüber, dem Grafen Bininski, dem wiederum mit finstrem Gesicht der von Rbiczynski zur Seite saß. Zwei, drei andere Edelleute saßen weiter oben am Tische, dem der Hausherr präsiidierte.

„Soll die Ecke hier noch besetzt werden, Kozlowski?“ fragte der Marquis und schlug mit dem Stöckchen auf einen freien Stuhl, der links von ihm stand. „Es fehlt doch keiner mehr. Also, wenn du nicht auf Geister wartest —“

„Wenn die Geister weiblich sind,“ lachte Batranski, „sollen sie mir willkommen sein!“

„Sie werden es auch ohnedies, hoffe ich!“ erwiderte Kozlowski. „Nur einen Augenblick Pardon, gleich werdet ihr sie sehen!“

Berwundert folgten ihm die Blicke. Er verließ das Zimmer. Gleich darauf hörte man ihn reden. Dann öffnete sich die Tür weit.

„Da ist die ganze Gesellschaft,“ sagte der Hausherr strahlend. Auf der Schwelle an seiner Seite standen Napoleon Kutzowski und Kasimir Kzonka. Einen Augenblick legte es sich wie ein lähmendes Schweigen über die Gesellschaft.

„Ich habe die Ehre, meine Herren,“ sprach Graf Napoleon laut und verbeugte sich. Ein seltsames Lächeln zuckte um seine Mundwinkel. Rbiczynski war es, der sich zuerst fasste. Sein Gesicht ward noch blässer, seine Augen glühten.

„Lucek Kozlowski,“ rief er in die Stille, „was soll das heißen? Was —“

Er konnte nicht ausreden.

„Verrat!“ schrie Eusebius von Degorski und sprang auf. „Wie kommt Napoleon der Deutsche in diese Gesellschaft?“

Der jäh zurückgeschobene Stuhl schlug mit Gepolter um. Auch die übrigen sprangen auf.

„Was heißt das? Wozu sind wir hier? Den Wagen vor!“ Klang es durcheinander. „Ruhe, Ruhe, Messieurs!“ brüllte Graf Bininski dazwischen.

Nur der Marquis, der den Klemmer aufgesetzt und scharf zu Kozlowski hinübergesehen hatte, blieb mit etwas ironischem Gesicht sitzen und schlug ein Bein über das andere.

„Damit kann man sich manche frohe Stunde vertreiben,“ murmelte er vor sich hin. Und laut, während er mit dem Stöckchen auf den Tisch schlug, daß es schallte: „Meine Herren, ich habe Nerven. Bitte, das zu bemerken! Und mir scheint, Graf Napoleon hat auch welche!“

Sein glattes, weißes Gesicht, dieses Knabengesicht, suchte.

„Ruhe!“ sagte jetzt auch Lucian von Kozlowski. „Was soll unser Freund von uns denken, Brüder, wenn ihr ihn so empfangt — Gott verzeih' euch —, anstatt zu jubeln! Hört mich an, Brüder: Der Sohn des besten Ritters der heiligen Jungfrau, Graf Napoleon Kutzowski, will der unsere sein und mit uns für die Befreiung Polens kämpfen!“

Mächtig hatte die Stimme den Lärm übertönt.

„Geda, was sagt Ihr nun?“

„Napoleon der Deutsche? Napoleon unser,“ zappelte Degorski. „Herzbruder, wenn das wahr ist, alles bitte ich dir ab.“

Und wie ein Brausen erhob sich's rings. „Napoleon Kutzowski, ist das wahr? Napoleon Kutzowski, willst du zu uns stehen und zu unserer Sache?“

Er hatte bis jetzt, außer dem ersten Gruße, keinen Ton gesagt. Mit übereinandergeschlagenen Armen blickte er stumm auf den Kreis. Trozig und finstler slog es nur einmal über sein Gesicht, als Degorski „Verrat!“ schrie.

Da rief es jetzt, Antwort heischend, von allen Seiten.

„Es ist wahr!“ sagte er laut. „Ich will zu euch stehen! Eure Sache ist meine Sache! Deshalb bin ich hier!“

„Freund! Bruder! Gott segne dich! Nun wird Polen frei!“ In buntem Durcheinander scholl es an sein Ohr. Ueberall streckten sich die Hände ihm entgegen. Jubelnd drängten andere heran, um ihn zu umarmen. Wie besessen tanzte der von Degorski in der Stube herum. „Alles bitte ich ab, alles nehme ich zurück!“ schrie er immer von neuem.

Napoleon atmete tief auf, als die Vertreter der Mächte ihn also als einen der Ihrigen begrüßten. So wollte er's haben, hier sah er, was er bedeutete, wie man ihn schätzte. Kräftig drückte er die dargebotenen Hände.

„Und der andere Gast?“ fragte Rbiczynski mißtrauisch. Erst da wandten sich aller Blicke auf Kasimir Kzonka, der noch immer unbeweglich, aber alles beobachtend, auf der Schwelle stand.

„Was hätte ich wirklich beinahe vergessen. Erlaubt, Brüder: Van Kasi —“

„Ladislau Pyrka!“ schnitt der Abgesandte ihm das Wort ab. Fest und laut klang der Name über den ganzen Tisch. Und mit der gleichen Sicherheit: „Ich bitte die hochverehrten Herren um die Erlaubnis, mich auch hier Ladislau Pyrka nennen zu dürfen. Wenn die schwarz-weißen Grenzpfähle hinter uns liegen, werde ich die Ehre haben, meinen wahren Namen den Herren zu sagen. Damit aber kein Mißtrauen Platz greift, bitte!“

Er legte die mit dem Siegel der Nationalregierung versehene Ausweiskarte auf den Tisch. Viele Hände griffen danach. Eusebius von Degorski hielt sie hoch.

Doch er fuhr zurück.

„Von der Nationalregierung!“

Die andern drängten sich um ihn. Es war plötzlich still. Mit halber Scheu slogen die Blicke zu dem Fremdling hinüber.

„Und was führt Sie her zu uns?“ fragte der Marquis dann. „Welche Aufträge haben Sie?“

„Das gehört wohl in die eigentliche Verhandlung, Siga!“ rief Kozłowski von dem andern Ende des Tisches. „Wollen die Herren erst Platz nehmen.“

Nach einer Pause: „Und nun, Brüder, zu der Hauptsache —“

„Halt!“ unterbrach ihn die Stimme Kobszjynski. Er stützte die knochige, hagere Faust auf den Tisch. „Ehe wir unsere Pläne zur Rettung der heiligen Kirche und zur Befreiung des Vaterlandes entwickeln, ist es recht, daß derjenige, der neu in unsern Kreis aufgenommen ist, denselben Schwur leistet, den wir geleistet haben.“

Von einem kleinen Schenktisch, der in der Ecke stand, nahm Wladimir von Kobszjynski ein Kreuzifix; es war sorgsam eingewickelt. Er riß die Umhüllung ab. Mit durstigem Munde küßte er die Wundmaler an den Füßen des Heilands, der, in plumper Arbeit dargestellt, am Kreuze hing.

Dann hielt er's hoch.

„Es hat den Auszug der Zweihundert gesehen unter Radlewski,“ rief er wild ergriffen, „als wir die Gewehre über die Grenze brachten. Es hat den Rotschrei von uns allen gehört, es hat das „Boze coś Polskie“ vernommen, das Schöne unseres Volkes und gläubige Kinder der rechten Kirche entblößten Hauptes in der Winternacht angezündet. Mancher einer von ihnen wird schon sein Blut vergossen haben — und bei dem Blut dieser Märtyrer, deren letztes Gebet der Ausblick war zu diesem Kreuze, sollst du schwören, Napoleon Rutkowski, daß du mit Gut und Blut zur Sache der heiligen Kirche, zur Sache Polens stehen willst, daß du sie fördern wirst, wie und wo du immer kannst, daß du lieber sterben willst, als sie jemals schädigen und verraten. Willst du das schwören, Napoleon Rutkowski?“

Sein Fanatismus bezwang alle. Der eine schien ein leise ironisches Lächeln um die Lippen zu haben, der andere sah finstler drein, der dritte ungeduldig. Aber keiner unterbrach ihn und sprach. Wladimir von Kobszjynski hatte dem Grafen das Kreuzifix entgegengestreckt. Unbeweglich lag es in der knochigen Hand. Die Sekunden verstrichen. Napoleon Rutkowski sah hernieder auf den Gekreuzigten. Blüßschnell schossen ihm Gedanken durch den Kopf, die ihn schon während der letzten Tage beunruhigt hatten. Die Gedanken: Wenn Hanna von Grafnick ihn nur jetzt abgelehnt im ersten mädchenhaften Erschrecken über seine ungestüme Werbung? Wenn sie selbst es schon bereute? Eine herzliche Bitte um Verzeihung ermöglichte vielleicht einen neuen Verkehr und eine andere Entscheidung. Aber wenn er sich jetzt hier band, wenn er ins Feld mußte —

„Willst du das schwören, Napoleon Rutkowski?“ sprach da lauter noch die Stimme Wladimir Kobszjynski. Aller Augen waren auf den Grafen gerichtet. Es war totenstill. Man verstand sein Zögern nicht. Er hob langsam das Haupt. Vom Kreuzifix hoben sich seine Augen, bis sie denen Wladimir Kobszjynski begegneten. Es gab kein Zurück mehr. Und schließlich: wenn Hanna ihn liebte, würde sie warten, würde dem siegreichen, mit dem Kronreif geschmückten Feldherrn nicht mehr ein „Nein!“ entgegenrufen.

Und liebte sie ihn nicht, dann konnte nur eins helfen, dann lag die Hoffnung, sie zu gewinnen, nur im Aufstand.

„Ich will es,“ sagte er, „ich will den Schwur leisten!“ Ein befreiendes Atmen ging durch den Kreis.

„So sprich mir nach!“

Und langsam, die Schwurfinger auf das Kreuzifix gelegt, wiederholte er die einzelnen Worte.

„... und daß ich lieber sterben will, als unsere Sache jemals schädigen und verraten!“ schloß er.

„Gottlob!“ lachte Marjan von Batranski, „auch das —“

Aber jäh hielt er inne.

„So wahr mir Gott helfe!“ hatte Kobszjynski hinzugesetzt, während ein mahnender, dunkler Blick zu dem vorlauten Sprecher hinüberflog. Ein kurzer Schauer lief die Reihen entlang. Dem schlanken und fröhlichen Marjan blieb das Lachen in der Kehle stecken. Er ward still.

„Nun, zu den Geschäften, messieurs!“ rief Kozłowski. „Ich denke, wir hören zunächst den Herrn Abgesandten der Nationalregierung!“

Kasimir Kzonka verbeugte sich.

„Was ich zunächst bringe, hochwohlgeborene Herren, ist der Dank der provisorischen Regierung, die in Warschau die Bestände führt!“

Ein befalliges Gemurmel. Daß der Abgesandte nur von

einer „provisorischen“ Regierung gesprochen, war ein Schatzzug, der seine Wirkung tat.

„Die Nationalregierung,“ fuhr Kasimir Kzonka fort, „weiß, wie Sie durch gefährliche Gewehrlieferungen uns unterstützt haben, weiß, daß jeder von Ihnen sich als ganzer Mann und ganzer Pole benommen hat. Ehre Ihnen allen!“

Er hatte schon jetzt die leicht entflammten Herzen gewonnen. Als er weiter sprach, hob er die Stimme.

„Nun aber, meine Herren, frage ich Sie, fragt durch mich Sie die provisorische Regierung: Wollen Sie den großen Kampfe, den Ihr, den unser Volk um seine Freiheit, seine Religion, seine nationale Würde führt, von hier aus nur zuschauen? Nur zuschauen, und nicht auch als Führer und Kämpfer daran teilnehmen? Sollen die Schwerter des polnischen Adels — es sind die besten Schwerter der Welt — in der Scheide bleiben, wenn der weiße Adler den Bergweiskampfstamp kämpft?“

Und mit einer prachtvoll ungestümen Bewegung, die wirklich der Erregung des Augenblicks zu entspringen schien: „Nein und dreimal nein! Das glaube ich nicht! Ich glaube es nicht und kann es nicht glauben, daß die polnische Schlacht klein geworden ist; ich glaube es nicht, daß ihre Schwerter stumpf geworden sind und ihre Arme schwach!“

Als wäre es lange zurückgedämmt gewesen, brach ein brausendes Rufen los, und alle Stimmen schwallen zusammen zu einer einzigen, zu einem großen Kampf- und Jubelschrei: „Boze coś Polskie!“

Die Hände griffen irrend in die Luft, als suchten sie einen Säbelgriff zu packen, die Augen glühten, und die Herzen stürmten.

„Das ist ein Wort!“ rief Eusebius von Degorski, halb schluchzend. „Warum sind wir noch nicht drüben? Worauf warten wir? Vorwärts, Brüder, vorwärts! Ich habe alle Säbel zu Haus, sie sind durstig seit mehr als dreißig Jahren!“

„Sie sollen zu saufen kriegen, Herr!“ erwiderte Kasimir Kzonka wild. „Roskowiterblut ist mehr da, als uns lieb ist. Noch ist es Zeit! Hören Sie mich, meine Herren!“

„Ruhe! Reden lassen!“ tönte es hier und da. Degorski hatte den Kopf auf die Arme gelegt. Es schüttelte ihn übermächtig. Auch Napoleon Rutkowski war von der allgemeinen Begeisterung hingerissen. Nur Kasimir Kzonkas Gesicht war wieder kalt und regungslos geworden.

„Nichts anderes,“ sprach er, habe ich erwartet. Es bleibt nur noch übrig, festzustellen, auf welchen Fußzug unsere Streitkräfte drüben zu rechnen haben. Ich bitte jeden einzelnen Herrn, genau zu überschlagen, mit wieviel ergebenen Leuten er zur bestimmten Zeit die Grenzen überschreiten kann.“

Er nahm ein Notizbuch aus der Tasche: „Also, wenn ich bitten darf, Herr Graf von Rutkowski?“

„Sagen wir sechzig Mann. Natürlich müssen die Leute, sofern sie es nicht sind, vorbereitet werden.“ Und halb für sich: „Das besorgt Bartel Rychoch wohl schon seit Wochen!“

„Sehr wohl, Herr von Wendrowski?“

Der Marquis drückte den Klemmer fest. „So viel bringe ich schon auch noch auf,“ warf er lässig hin. „Also sechzig.“ Der Abgesandte sah prüfend zu ihm hin. Sein Blick begegnete dem des Marquis. Da verbeugte er sich leicht und notierte die Zahl.

„Herr von Degorski?“

„Schreiben Sie, schreiben Sie, Herr! Es sind nur fünfzig, aber sie sollen schlagen wie hundert!“

„Ich bitte dringend,“ sagte Kasimir Kzonka, „nur so viele anzugeben, wie auf jeden Fall verbürgt werden können. Zehn sichere Leute sind besser als zwanzig unsichere.“

Er spielte mit dem Bleistift. Degorski war leicht rot geworden. „So nehmen Sie nur vierzig,“ sprach er zögernd. „Dreißig Mann,“ nickte der Abgesandte und schrieb.

„Herr!“

„Um Verzeihung! Sicher ist sicher. Darf ich weiter fragen?“

Als jeder der Herren nach bestem Wissen Auskunft gegeben hatte, zählte er flüchtig zusammen.

„Drei- bis vierhundert sichere Leute! Der Anfang ist besser, als ich dachte! Ich gratuliere, meine Herren!“

„Und wann soll die Grenze überschritten werden? Wo trifft man sich? Wie lange Zeit hat man zu den Vorbereitungen? Sollen die Leute bewaffnet sein?“ Ein halbes Duzend Fragen schwirrten durcheinander.

„Das,“ wehrte Kasimir Kzonka ab, „wird von vielen

Umständen abhängen. Die Festsetzung alles dessen steht den Anwesenden zu und dem gewählten Führer!"

Ein Blig der Augen suchte zu Kozłowski herüber.

„Dem Führer? Was brauchen wir Führer? Jeder fährt eben sein Contingent!“

„Freunde!“ rief Kozłowski da und sprang auf, „hört mich an! Ich bin wohl der Älteste von euch! Einen Führer müssen wir haben! Einen Führer, dessen Name Hunderte und Tausende, die noch säumen, zu uns zieht! Ihr habt recht — freie Edelknechte sind wir, und niemand hat uns zu beschulen! Jeder soll im Kampfe an der Spitze der Leute stehen, die er über die Grenze geführt hat. Aber daneben, Brüder, müssen wir aus unserer Mitte einen wählen, dem wir freiwillig das Kommando geben! Sonst sind wir bald uneinig, und die Uneinigkeit hat Polen schon so oft gestürzt. Seht mich an: Ich sehe hier, und ihr kennt mich. Ihr wißt, daß ich nicht der Letzte war, wenn es galt, für das Vaterland etwas zu opfern. Nun wohl: Wählt einen Führer, wählt den Jüngsten aus eurer Reihe, und ich, der Älteste, werde dieses Haupt vor ihm beugen. Wer aber, frage ich, soll der Führer sein? Bei allen Heiligen, ich kenne nur einen hier, der es vermag. Nur einen, dessen Name Tausende zu uns herüberziehen könnte! Dieser eine sitzt heute in unserer Mitte. Dieser eine ist der Nachkomme eines Geschlechtes, das in besseren Zeiten auf Polens Königsthron saß, dieser eine ist der Sohn des besten Ritters der heiligen Jungfrau! Nur er kann der Führer sein! Seid einig, Brüder! Napoleon Rutkowski, führe du uns zum Kampfe und Sieg!“

„Napoleon Rutkowski!“ rief beistimmend der „Marquis“ und hob den Arm zum Zeichen der Wahl.

Und „Napoleon Rutkowski!“ schrien Degorski und Graf Bininski und Marjan Batranski. Wladimir Rhybczynski sagte nichts. Die Augen des Grafen leuchteten.

„Ich danke Euch, Freunde! Ich nehme die Wahl an. Und ich will Euch zum Siege führen und zur Freiheit und weiter!“

„Gott segne dich und unsere Sache!“ rief Kozłowski strahlend.

(Fortsetzung folgt.)

### In französischer Gefangenschaft.

(Schluß.)

Nach wieder ein paar Tagen mußten neue Kerzer im Ort gewaschen sein. Eine Schwester brachte dem Major und mir je eine Schüssel mit einem Brei von weißen Bohnen und ließ sich sogar herbei, den Major zu füttern. Er hatte jetzt für länger als zwei Wochen nichts gewissen. Das ist eine furchtbare Gemeinheit der Franzosen, doch vielleicht auch sein Mitleid gewesen. Nur so und durch ein Wunder Gottes konnte er ohne Pflege von seinem Bauchschmerz heilen. Vergeblich hat er freilich die Schwester, ihn zu waschen und zu verbinden. Sie meinte:

„Es lohnt nicht mehr mit dir! Darum werden wir dich absetzen.“

Daß auch sie das sagte, hörte ich vom Major. Uebrigens duzten uns alle Betrücker. Es schien nicht nur Brauch, sondern fast dienstliche Vorschrift zu sein. Am nächsten Tage besuchte uns eine weichehaarige ältere Krankenschwester, eine Oberin mit lilafarbener Haube und Schürze. Mit kundigem Auge betrachtete sie des Majors Verband und sagte, er müsse sterben. Das schien auch mir zweifellos. Es war ein Jammer, das eingetragene, bleiche, aber von Wäde und Speichel bestäubte Gesicht des Schwerverwundeten mit den großen, fieberglänzenden Augen zu sehen. Doch der starke Mann konnte lächeln und sagen:

„Möglich ist es. Darum möchte ich gern einen Brief an meine Familie schicken.“

Die Schwester fragte, ob er denn verheiratet sei? Der Major antwortete: er habe eine Frau und drei Kinderchen. Die Oberin meinte, Nachricht dürfe er den seinen nicht geben, doch, weil er Frau und Kinder habe, wolle sie ihm eine letzte Bitte erfüllen. Was er sich wünsche?

„Du Trinken!“ sagte der Major. Die Oberin schüttelte den Kopf und ging. Erst nach zwei Stunden kam sie leise an den Betten schleichend zurück. Versteckt unter ihrer Schürze, damit kein Landsturmleutnant es merke, trug sie ein großes Glas Wein und gab es dem Major. Er leerte es zur Hälfte und schickte mir den Rest. Ich werde nie vergessen, daß er als ein Mann, der sterben sollte, sein Letztes mit mir teilte. Sehr erkrankt war die Französin darüber und sagte, sie hätte nicht geglaubt, daß es zwischen deutschen Offizieren und Soldaten Kameradschaft gäbe. Sie schürzte uns ein, wir dürften nicht verraten, daß sie uns Wein gegeben habe und betete dann ihre Rosenkränze am Bett des Majors, den sie sterbend wählte.

Am 29. September lagen wir noch immer ohne Verband. Nachmittags kamen vier Krankenpfleger, nämlich Landsturmleute, die sich im Gespräch mit dem Major Professoren oder Pfarren nannten. Einer sprach gut Deutsch, auch mit mir. Sie hoben uns

auf Krankentragen und stellten uns auf den Hof in die Sonne. Nach einer Stunde ging ein französischer Kommandant vorbei und erkannte den Major v. B. an dem auf seinen Füßen liegenden Waffentrock als Offizier. Er beugte sich über die Krankentrage und fragte zornig: „Warum sehen Sie nicht auf und grüßen?“

Der Major antwortete, es sei ihm unmöglich, aufzustehen. Der wüthende Franzose rief einen Gendarm herbei und ließ dem Schwerverwundeten mit Bauch- und Schulterwunden um beide Handgelenke zwei durch eine Kette verbundene Stahlfesseln legen. — Wir blieben für Stunden in der Sonne. Oft gingen die Professoren und Pfarren vorbei. Vergeblich baten wir sie, uns in den Schatten zu tragen. Sie antworteten, daß sie nichts mehr mit uns zu schaffen hätten, weil wir jetzt unter Obhut der Gendarmen ständen.

Eudlich wurden wir in ein Sanitätsautomobil verladen und fuhrn davon. Aus dem Platz vor dem Bahnhof riefen die Gendarmen: „Aussteigen!“ Natürlich war es unmöglich, dem Befehl zu folgen. Ich fühlte mich so schwach, daß ich nicht bewegen konnte und überhaupt kaum wußte, was mit mir geschah. Da packten die Gendarmen mich beim Kragen und gerieten mich aus dem Wagen. Wie es schmerzte, als meine Füße auf das Pflaster schlügen, läßt sich denken. Den im Fieberglas liegenden Major rissen die Gendarmen an der Kette seiner Handfesseln aus dem Wagen. Ohnmächtig fiel er nieder. Während ich versuchte, mich am Stoch aufzurichten, trat aus der joshend, schimpfend und natürlich wieder spuckend herbeilaufenden Menge eine Frau von zwanzig bis dreißig Jahren. Die Röcke etwas in den Händen hebend, stellte sie sich breitbeinig über den ohnmächtigen Major mit einer Gebärde, die ankündigte, daß sie etwas ganz Schreckliches im Sinne habe. Männer und Frauen, darunter viele Menschen, die nach Kleidung als gebildete Herren und Damen gelten konnten, schrien, quirlten, brüllten und heulten vor Vergnügen. Sie klatschten in die Hände und sprangen in ihrer Freude in die Luft. Dadurch ermuntert, beugte sich das Frauenszimmer über den ohnmächtigen Major und schlug ihm von rechts und links eine Ohrfeige ins Gesicht. Als ich da die Menge von jetzt viel hundert Leuten auf dem weiten Platz wieder in die Hände klatschen und Beifall brüllen hörte, nahm ich mir vor, nie wieder von Franzosen Gutes zu denken, sondern ihr Volk geteufelt zu verachten und dafür zu sorgen, daß später in der Heimat jeder Verwandte und Bekannte meine Auffassung teilt. Ich war in den Krieg gezogen mit der Ansicht, daß jeder verwundete Kämpfer des feindlichen Volkes ein Kamerad und jeder Wehrlose, ob Mann oder Frau, meines Mitleids und meiner Hilfe würdig sei. Ich war aus dem Schlachtfeld den feindlichen Toten in Ehrfurcht aus dem Wege gegangen und hatte gesehen, daß unser alter Oberst an der Spitze der Kolonne vor dem großen Leidenberg gefallener Franzosen die Hand an den Helm hob und seinen Kopf zum Gruß gegen den Sattel beugte. Doch jetzt kann ich den Franzosen nur wünschen, daß der Himmel sie alle für ihre Grausamkeit strafe. Es ist ein Volk, nicht von Menschen, sondern von bössartigen Affen. Das wird zugehen, wer meine Gesichte hört.

Wer weiß, ob die Menge nicht noch Gulaich aus uns gemacht hätte, wenn nicht endlich ein Offizier gekommen wäre. Landsturmleute trugen uns auf Krankentragen zu einem Viehwagen, in dem schon fünf verwundete deutsche Offiziere saßen. Dort hoben sie unsere Tragen und klappten sie um. Wir rollten in den Mist, der gefesselte Major fiel auf den Bauch. Einer der fünf Offiziere sprang schnell zu und drehte ihn um. Das verwies ihm der Gendarm von der Waage und sagte, wenn er noch einmal einen der anderen Gefangenen anfasse, werde er erschossen.

Das wurde mir überlegt und nun kam ich auch Ortsnamen nehmen. Da es den fünf mitreisenden deutschen Offizieren besser ging als dem Major, konnten sie aufpassen, wo wir waren und auf Bahnhöfen die Ortsnamen ablesen. In Tropes trat während der Nacht der Bahnhofskommandant an den Wagen. Einer unserer Offiziere bat, er möge dem Major die Fesseln abnehmen lassen. Der Franzose schien dazu gern bereit, doch der Gendarm meinte, der Schwerverwundete mit Bauch- und Schulterwunden sei fluchtverdächtig. Der französische Offizier lächelte und bestand auf Abnehmen der Fesseln. Der Gendarm kramte in seiner Tasche und meinte, er habe den Schlüssel verloren. Der Offizier suchte die Schlüssel und trat zurück. Der Major blieb in Ketten. Natürlich hatte der Gendarm den Schlüssel keineswegs verloren.

Ueber Lyon fuhrn wir noch einen ganzen Tag und eine neue Nacht, also 48 Stunden. Auf fast allen Stationen rissen Menschen die Tür auf und bestaunten und besaunten uns. Oft sprangen sie in den Wagen. Der Gendarm verhiinderte ein Weib, dem Major mit einem Messer die Kehle zu durchschneiden. Zivilisten und Soldaten herabstiegen die verwundeten Offiziere. Ein Hauptmann ließ einem Herrn den Adler vom Helm schrauben, steckte ihn in die Tasche und meinte, es sei der achte. Unsere Offiziere lachten verächtlich über „die Kriegsbente des Starpenhelden“. Wenn wir neben Transporttransporten blühen, fanden Soldaten mit Bajonetten nach uns. Sie wollten uns vielleicht nicht verwunden, aber doch quälen. Wenn einer der fünf Offiziere austrat, sammelten sich laufende Frauen um ihn. Es scheint für die Frauen Frankreichs keiner schöneren Anblick zu geben. Auch während häufiger Transporte in kommenden Monaten sah ich austretende deutsche Gefangene stets von neugierigen Frauen umringt.

Gelgentlich warf auf den Bahnhöfen die Hand eines Unsi-

baren Brot in unseren Wagen. Einmal flog eine Bijsche Sardinen hinterdrein. In der Dunkelheit reichte eine Französin in halber Schwestertracht mir als Unbekanntem sogar Kaffee. Als sie aber im Hintergrund die Uniformen deutscher Offiziere sah, rief sie mir den Befehl mit einem Schimpfwort wieder aus der Hand und ging weiter.

Am 2. Oktober 1914 kamen wir nach Cetta. Ein alter General trat zum Wagen und fragte die Offiziere in gebrochenem Deutsch nicht unfreundlich nach ihrem Namen. Als auch der Major den seinen mit Dienstrang nannte, geriet der General in die Wut eines ausländischen Mecklers. In seine Offiziere meinten, er habe nicht nur die Gendarmen, sondern auch die Offiziere seines Stabes angefaucht:

„Das soll ein preussischer Offizier sein, meine Herren, der so verdreht in Ketten durch unser Land gefahren wird? Eine Sekunde für Frankreich ist es, daß er so schamlos ausfällt!“

Dann beugte er sich über den Major und sagte in seinem schlechten Deutsch:

„Sie nicht fahren weiter.“

Jetzt fand der Gendarm sehr schnell den Schlüssel, der die Ketten löste. Der Major wurde unter Aufsicht des Generals aus dem Wagen gehoben und ich rief ihm Dank und viel Glück nach. Noch glaubte ich aber nicht, daß er genesen könne.

### Vermischtes.

• Der „Mundfederhalter“ Einen Federhalter, der zum Gebrauche Armloser bestimmt ist, also für armlöse Kriegsverletzte geeignet ist, ist nach einer Mitteilung des „Prometheus“ von deutschen Ärzten geschaffen worden. Der Mund ist es, der anstelle der Hände das Schreiben übernimmt, und demgemäß ist dieser Mundfederhalter darauf eingerichtet, vom Gebiß gehalten zu werden. Sache des Zahnarztes ist es, nach dem Gebisse ein passendes Mundstück zu schaffen; die Unterkiefer sollen dabei in den unteren Teil des Mundstückes eingreifen, während den Oberzähnen nur die Aufgabe zufällt, das Heransgleiten nach vorne zu verhindern. Dem Schreibenden soll es möglich sein, den Mund zu öffnen, ohne den Federhalter zu verlieren. Der eigentliche Halter besteht aus zwei verschiebbaren Hülsen, mittels deren er auf verschiedene Längen eingestellt werden kann, außerdem erhält er drei Gelenkstellen. Das Papier muß beim Schreiben selbstverständlich festgeklemmt werden, und es versteht sich von selbst, daß das Schreiben mit dem Mundfederhalter in geduldiger Arbeit erlernt werden muß. Doch soll die „Mundschrift“ ebenso lesbar und flott wie die Handschrift werden.

• Ein neuer Motorschlitten. In Stockholm ist dieser Tage ein neuer Motorschlitten vorgeführt worden, der seine Proben glänzend bestanden hat. Es handelt sich dabei um eine Zusammenstellung eines gewöhnlichen Motorwerades mit langen, schneeschuhartigen Schlittenkufen, die auf der Seite mit Hilfe von Rügeln angebracht sind. Bei den Vorführungen fuhr dieser neue Motorschlitten über verschneite Flächen, ohne seitwärts zu gleiten; er erwies sich fähig, ziemlich ungebahntes Gelände und erhebliche Steigungen zu überwinden. Allem Anscheine nach aber ist er für Militärpatrouillen besonders geeignet. Binnen kurzem sollen die Leistungen des neuen Motorschlittens der Allgemeinheit durch Film-aufnahmen vorgeführt werden.

• Die chinesische Mauer, die in den Sprichwörtern fast aller Völker zum Symbol von Rückständigkeit und Abgeschlossenheit geworden ist, die immer nur dann von allen Dynastien ausgebaut wurde, wenn ihre Deere die Stoffkraft zum Angriff verloren hatten und die Angst vor den ständig ankommenden Barbaren wuchs: diese Mauer ist sicherlich das imponierendste Bauwerk der Erde, und wer je ihre Zinnen und die hölzernen Türme, deren Quadern so fein aufeinandergepaßt sind, daß man kaum die Fugen erkennen kann, gegen die über der fernem Mongolei in rötlichen Glut untergehende Sonne gesehen hat, der wird ihren Anblick nie vergessen. Die Zeiten schreibt der Weltreisende Erich v. Salzman in einem gedankenreichen Aufsatz über Beling und Umgebung, der im Januarheft von Velhagen & Klasing's Monatsheften abgedruckt ist. Noch zieht sich über 10 000 chinesische Meilen hin das größte Bauwerk der Erde, die chinesische Mauer, der die Mandchu-Herrscher ihre jetzige Gestalt gaben. Schon im 3. Jahrhundert v. Chr. begann der große Kaiser Tsin sche hoang ti, der Bücherverbrenner, der den feudalen Lehnsstaaten ein Ende machte, den Bau dieses gewaltigen Bauwerkes. Alle folgenden Dynastien haben an der Mauer weitergebaut, haben die Türme neu hergerichtet, die Wälle mit immer neuen Mauern und zinnenbewehrten Befestigungsgruppen versehen, so daß an dem großen Einfallsvorteil, wie besonders in dem Kantautal nördlich Beling, die die aus den Hochebenen der Mongolei kommenden berittenen Barbarenhorden durchdringen mußten, ganze Gruppen von besetzten Wällen hintereinander entstanden, die oft genug rücksichtslos über die kältesten Berggipfel hinwegzogen. Gerade das Kantautal ist seit Urzeiten der Einbruchspunkt für jene unultivierten Eroberer gewesen, die sich in die warmen chinesischen Nester in den zweiten Ebenen des Steins setzen wollten. Das Tal wird seine Bedeutung in diesem Sinne nie verlieren, und selbst wenn der russische Kolos aus dem fernem Sibirien von neuem seinen Vorwärt

antreten sollte, um das blaue Kreuz im weißen Felde über die eisfreien Häfen des Großen Ozeans wehen zu lassen, dann werden sich wie vor tausend, zweitausend und dreitausend Jahren wiederum die letzten Kämpfe eben um jene Befestigungen abspielen, die heute jeder Fremde, der nach dem Norden Chinas kommt, atemlos staunend ob der Mächtigkeit ihres Baues bewundert.

— Zur Geschichte der Margarine. Die Margarine trägt von Beginn ihrer Fabrikation und Benützung an alle Kennzeichen eines Ersatzmittels zur Schau, wenn auch ihre Herkunft aus bestem Rindertalg sie in gewisser Weise wieder unchemisch und „echt“ erscheinen läßt. Sie ist eben vornehmlich noch solides Friedenserfahmittel, das, da ein großer Teil des Talges Auslandsware war, jetzt ebenfalls, wie die Butter, in seiner Produktion beschränkt und in seinem Preis stark gestiegen sein muß. Trotzdem kommt der Margarine noch in so hohem Maße der Charakter eines Universalersatzmittels zu, daß die Geschichte ihrer Erfindung schon um der rechtlichen Verhältnisse der „Kunstbutter“ willen, die in gewisser Weise ein Vorbild für viele Ersatzmittel abgeben könnte, auch im Kriege des allgemeineren Interesses verdient sein darf. Die Frage nach ihrer Erfindung geht auf einen Auftrag Napoleons III. zurück, der durch den Chemiker Mège-Mouries für das Meer und die armenen Volksschichten einen billigeren und haltbareren Fettstoff hergestellt haben wollte, als ihn die Kuhbutter darstellte. Der Weg, den Mège-Mouries einschlug, um einen Ersatz für die an sich ideale Butter zu finden, ist äußerst interessant. Er nahm sich den Prozeß, der in der Kuh bei der Erzeugung des Milchfettes aus dem Körperfett, also dem Rindertalg, sich abspielt, streng zum Vorbild. Wie einem Bericht der „Naturwissenschaften“ zu entnehmen ist, suchte er seine chemischen Fabrikationsfolgerungen auf die fundamentale Unterscheidung, daß der an Stearinsäure reiche Talg hochschmelzend, die Butter wegen ihres starken Anteils an entsearinierten Fettsäuren niedrig schmelzend ist. Es galt also, diesen chemischen Vorgang im Laboratorium nachahmen zu können. Dazu wurde der gründlichst gereinigte und geschmolzene Rindertalg in Räumen von 25—30 Grad Celsius zur Kristallisation gebracht, hierauf durch hydraulische Pressen seines festen Anteils beraubt und in der verbleibenden flüssigen Form in geeigneter Weise mit Milch und Pflanzenölen behandelt. Um fälschlichem Verkauf als Naturbutter vorzubeugen, war vor dem Krieg ein Zusatz von 10 Prozent Sesamöl vorgeschrieben. Deutschland allein produzierte vor dem Krieg für 300 Millionen Mark Margarine.

### Büchertisch.

— „J. 181“. Im Zeppelin gegen Bukarest. Gehl 1 Mk., gebd. 2 Mk. Verlag August Scherl, G. m. b. H. (Berlin). — In flott gezeichneten Bildern entrollt uns der Verfasser das innere Leben auf dem Luftschiffe während einer erfolgreichen Kriegsfahrt, zeigt uns Offiziere und Mannschaften und die besonderen Gefahren und Anstrengungen während des Angriffs auf Bukarest, das sich mit hundert Feuerschünden wehrt und doch die Ueberlegenheit unserer J-Luftschiffe zu spüren bekommt. Eine neue Welt tut sich vor uns auf, voll technischer Wunder, voll Abenteuer, voll wissenschaftlicher Romantik.

— Von Velhagen & Klasing's Monatsheften ist das Januarheft erschienen, gehaltvoll und abwechslungsreich wie immer. Die Freunde edler neuerzeitlicher Kunst werden besonders erfreut sein, denn die in den Farben der Originale wiedergegebenen Bilder stellen wirklich hervorragende Leistungen dar. Interessant sind auch Geheimrat Bodes Bemerkungen über den alten holländischen Maler Breckelenkam, der neuerdings immer mehr geschätzt, also gewissermaßen neu entdeckt wird, und ein Aufsatz über das neue große phantasievolle Radierungswerk des eigenwilligen Leipziger Künstlers Max Klinger. Aber auch die Interessen der Gegenwart kommen zu ihrem Recht. Der literarische Teil des Heftes ist ungewöhnlich reich. Romane, Novellen und Skizzen von Juliane Karwath, Victor Fleischer, Ferdinand Künzelmann und Franz Hermann Meißner bieten einen gehaltreichen, interessanten und spannenden Lesestoff.

### Abstrich-Rätsel.

Linde, Brest, Glauben, Aetus, Leder, Heer, Linnat.

Von jedem Wort sind zwei Buchstaben an beliebiger Stelle zu streichen. Die stehenbleibenden Buchstabengruppen bezeichnen in angemessener Zusammenhang, was unsere Velden im Felde besonders erfreut.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

B  
R A  
I N N  
A D E N  
N I O B E  
D I E N E R